



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Du hast Recht, Ellen, sagte sie.

Natürlich habe ich Recht. Denn ich dachte doch, daß es dir ernst wäre mit der Diakonisse.

Natürlich ist mirs ernst.

Na, siehst du. Und was würde Sembrißky sagen? Dieser Mensch will sowieso vor Einbildung plagen. Komm, Schatz, sei verständig. Zieh dein cremefarbiges an. Du sagst ja selbst, was kommt auf das Kleid an. Der Wagen wird gleich kommen, und du weißt, Pa kann das Warten nicht vertragen.

Dagegen war denn nichts zu machen. Alice zog ihr cremefarbiges an, lehnte aber allen Schmuck ab. — Na meinetwegen, sagte Ellen, mir liegt auch nichts dran, und streifte ihre Armbänder wieder ab.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Jesuitenfrage. In der Reichstags Sitzung vom 28. Januar dieses Jahres, die den frühern Beschluß des Reichstags, das Jesuitengesetz von 1872 aufzuheben, und die Stellung des Bundesrats zu diesem Beschluß behandelte, hat der Wortführer des Zentrums, der Reichsgerichtsrat Dr. Spahn, unter anderm folgendes gesagt: „Die Grenzboten enthielten vor einigen Wochen (in der Nr. 50 vom 12. Dezember vorigen Jahres) einen Artikel, den man dem Historiker Dr. Kaemmel, dem Direktor eines Leipziger Gymnasiums, zuschreibt, und der vom Geiste der Veröhnung getragen ist, der aber als Voraussetzung der Veröhnung zwischen Katholiken und Protestanten die Preisgabe der Jesuiten verlangt. Es ist mir aufgefallen, daß selbst bei einem historisch gebildeten Manne dieses Mißtrauen gegen die Jesuiten noch obwaltet.“ Indem ich mich hiermit als Verfasser jenes Artikels („Voraussetzungslos“) bekenne, der übrigens die Jesuitenfrage nur mit einem einzigen Sage streifte, möchte ich meinerseits, ohne auf die Debatte selbst einzugehn, etwas dazu beitragen, unsre katholischen Landsleute darüber aufzuklären, woher das tiefe Mißtrauen der protestantischen Deutschen stammt, und sie davon zu überzeugen, daß dieses Mißtrauen eine reale Macht ist, mit der jeder Politiker rechnen muß, gerade so gut, wie die Anhänglichkeit der deutschen Katholiken an Rom. Ich glaube dabei gerade als Historiker zu sprechen, und als einer, der von der römischen Kirche von Jugend auf mehr gesehen hat, als viele andre Protestanten, ihr gegenüber deshalb vielleicht weniger von Vorurteilen befangen ist, als die meisten seiner Glaubensgenossen, wenigstens im östlichen Deutschland.

Es sind drei Gründe, aus denen dieses Mißtrauen erwachsen ist. Zuerst ist der Jesuitenorden als ein Kampforden gegen die Protestanten gestiftet worden in einer Zeit, wo der große Abfall der Germanen alle Kräfte der römischen Kirche zur Gegenwehr herausforderte. Der Orden wurde besonders in Deutschland die Seele der Gegenreformation, und wenn der Protestantismus in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts aus einer ganzen Reihe von Positionen, wo er längst Wurzeln geschlagen hatte, verdrängt, wenn er in Osterreich fast vernichtet wurde, so war das nicht zum wenigsten das Werk der Jesuiten; sie waren die streitbarste Miliz der streitenden Kirche.

Daraus erwächst ihnen natürlich kein Vorwurf. Sie siegten auch keineswegs immer und überall durch äußere Gewalt, sondern ebenso sehr durch ihre opferbereite Hingebung, mit der sie als Seelsorger, Erzieher und Reichthäter arbeiteten, und durch ihre unübertroffene Organisation, der die obendrein zwiespältigen, in zahllose Territorialkirchen zersplitterten Protestanten gar nichts entgegenzusetzen hatten. Das sind gewiß tempi passati, aber die Erinnerung daran ist im protestantischen Volke noch nicht erloschen; es hat noch nicht vergessen, daß die Jesuiten die Todseinde seines Glaubens gewesen sind, und es hält sie noch dafür.

Zweitens steht die Gesellschaft Jesu von jeher im schroffsten innerlichen Gegensatz nicht nur zum protestantischen, sondern auch zum germanischen Geiste. Ihr Gründer war ein spanischer Edelmann und Soldat; er übertrug den Geist des strengsten militärischen Gehorsams und des spanischen Fanatismus, der aus endlosen Rassen- und Glaubenskämpfen seine Nahrung gesogen hatte und etwas Unarisiertes, Semitisches an sich trug, auf seine „Kompagnie Jesu.“ Die Erstötung der Persönlichkeit, der „Kadavergehorsam“ gegen die Befehle der Obern, der Ersatz der Gewissensüberzeugung durch die Weisungen des Beichtvaters, der Sittlichkeit durch die Zweckmäßigkeit, das war es, was er von den Mitgliedern seines Ordens forderte und erhielt. Soviel Forderungen, soviel unveröhnliche Widersprüche gegen den germanischen Drang nach persönlicher Freiheit und sittlicher Selbständigkeit. Dieser spanische Geist, nicht das Papsttum hat die römische Kirche reformiert und aus ihr etwas ganz anderes gemacht als die mittelalterliche Kirche gewesen war. Denn diese war in der That die gemeinsame Organisation des romanisch-germanischen Völkervereines und stand ebenso gut unter germanischem wie unter romanischem Einfluß, und dieser romanische Einfluß kam aus Frankreich und Italien, die selbst sehr starke germanische Elemente aufgenommen hatten, nicht aus dem fernen, von semitischen Bestandteilen durchsetzten Spanien. Die heutige römische Kirche ist etwas ganz anderes, ist durch und durch romanisch in Verfassung, Sprache und Kultusformen, erscheint darum dem germanischen Protestanten leicht als etwas Fremdes, Unverständliches. So hat sie die germanischen Elemente ausgestoßen und sich nur einen kleinen Teil dieser Völker durch ungeheure Anstrengungen erhalten oder wiedergewonnen. Die schärfste Ausprägung aber dieses neuen Geistes der römischen Kirche ist der Jesuitenorden, und auch darum erscheint er den protestantischen Deutschen als eine fremdartige, ja feindselige Macht.

Endlich vertritt er in voller Schärfe die Machtansprüche der Hierarchie als des Gottesstaats gegenüber dem weltlichen Staate, wie sie Gregor VII. und Innocenz III. formuliert haben, und dieser Gegensatz ist unveröhnlich, weil er auf Prinzipien beruht. Kein moderner Staat, er mag protestantisch oder katholisch sein, kann sich diesen Ansprüchen fügen, weil er damit aufhören würde, souverän zu sein, also sein Wesen aufgeben müßte. Zwischen ihm und der hierarchischen Kirche kann es in dieser Beziehung immer nur einen modus vivendi geben, niemals einen grundsätzlichen Frieden. Und weil der Jesuitenorden der wichtigste, konsequenteste Träger dieser Auffassung ist, so ist er im achtzehnten Jahrhundert aus allen katholisch-romanischen Staaten vertrieben worden, noch ehe ihn 1773 Papst Clemens XIV. auflöste, während ihn Friedrich der Große in Schlesien trotzdem aus praktischen Gründen und in veränderter Form als „Schulkollegium“ bestehen ließ.

Kurz, gerade vom historischen Standpunkt aus ist das Mißtrauen der Protestanten gegen den Orden vollkommen erklärlich. Es ist möglich, daß es die jetzigen Jesuiten nicht mehr verdienen, es ist unbestreitbar, daß sie in der Wissenschaft Vortreffliches geleistet haben, so gut wie in der Mission, aber das berühmte Wort, das ihr General Lorenzo Ricci den Aufforderungen zu einer Reformation entgegenhielt: *Sint ut sunt aut non sint*, spricht nicht gerade dafür, daß der Geist seines Begründers dem Orden entschwunden sei; er ist eben doch seine Lebenslust, ohne die er aufhören würde zu sein, was er sein soll. Es ist ferner nicht nur möglich, sondern sogar höchst wahrscheinlich, daß heute ein Gesetz über die Ausweisung der Jesuiten nicht mehr zu Stande käme — dafür würde schon die jetzige Machtstellung des Zentrums sorgen; aber etwas anderes ist es, ein bestehendes Gesetz aufzuheben, etwas anderes, ein neues zu geben. Die Mehrheitsbeschlüsse des Reichstags beweisen für die wirkliche Volksstimmung gar nichts; sie sind das Ergebnis einer kleinlichen Parteitaktik, nicht patriotischer Erwägungen. So viel steht fest: Das deutsch-protestantische Volk würde heute die Aufhebung des Jesuitengesetzes als eine schwere Niederlage der Regierung, als einen Schlag ins Gesicht empfinden.

Und hat denn die Vertreibung des Ordens der katholischen Kirche in Deutsch-

land etwas geschadet? Wir sollten denken, sie könnte mit dem, was sie erreicht hat, recht zufrieden sein; sie hat den „Kulturkampf“ bestanden ohne die Jesuiten, sie ist vorwärts gekommen ohne die Jesuiten, wie sie anderthalb Jahrtausende ohne die Jesuiten ausgekommen ist. Niemand nötigt katholische Eltern, ihre Kinder auf die jesuitischen Erziehungsanstalten ins Ausland zu schicken, es giebt genug katholische Erziehungsanstalten anderer Art in Deutschland. Einen Orden, der für die Propaganda unter Regern gegründet wurde, können wir in Deutschland heute nicht brauchen, heute am wenigsten, wo sich die konfessionellen Gegensätze leider wieder so geschärft haben; diese Zeiten sind vorüber und müssen für immer vorüber sein. Praktisch müssen sich unsre Kirchen eben vertragen, sie haben sich beide dem nationalen Interesse zu beugen. Keiner kann es erlaubt werden, der Voraussetzung, die jede Kirche macht, daß sie allein die ganze religiöse Wahrheit habe, praktische Folgerungen dahin zu geben, daß sie die andre zu verdrängen, ihre Prinzipien rein zu verwirklichen sucht. Jede hat ihre Vorzüge und ihre Schwächen, jede hat verschiedene Seiten des kirchlichen Lebens besonders ausgebildet, andre verkümmern lassen. Das wenigstens sollten sie beide auch grundsätzlich anerkennen. Wir Protestanten werden in der Organisation und in der Ordensstiftigkeit der römischen Kirche niemals gleichkommen, dafür sind wir ihr in der Erziehung zu sittlicher Selbständigkeit überlegen. Fordert dieses Nebeneinander bald von der einen, bald von der andern Seite Opfer, so müssen sie eben gebracht werden um des Friedens willen, der doch wahrhaftig christlicher ist als konfessioneller Hader und konfessionelle Unverträglichkeit. Wir wollen unsre katholischen Landsleute nicht beeinträchtigen, wir ertragen geduldig die große Unbequemlichkeit, daß die wesentlich von Italienern geleitete Zentralregierung der römischen Kirche auf unsre deutschen Verhältnisse einen sehr bedeutenden Einfluß ausübt, und wahrhaftig nicht immer in deutschfreundlichem Sinn; da müssen sich die deutschen Katholiken auch damit abfinden, daß die Rückkehr der Jesuiten heute nicht möglich ist — um des Friedens, um des Vaterlandes willen.

Leipzig

Otto Kaemmel

Verkehrter Eifer. In der Chemnitzer Konferenz vom 4. Februar wurde über die Leichenverbrennung verhandelt. Nach dem Bericht des Leipziger Tageblatts vom 6. Februar nahm die Konferenz eine Erklärung an, in der sich folgende Sätze finden: „Wir stehen und fallen mit Gottes Wort als Glieder der christlichen Kirche. Darum bekämpfen wir den Leichenbrand, der ein Eingriff in das Recht ist, welches unserem Gott als unserem Schöpfer, Erlöser und Vollender über unseren Leib allein zusteht.“ „Es steht uns als Gottes Kinder kein freies Verfügungsrecht über unseren Leib zu.“

Das klingt sehr feierlich und sehr zuversichtlich und ist gewiß sehr gut gemeint. Aber dem evangelischen Christen, der nicht vergißt, daß Jesus die Seinen ermahnt: „Habt allezeit Salz bei euch,“ dem kann bei diesem „Zeugnis“ sorgenvoll zu Mute werden. Die Erklärung erinnert an eine Geschichte, die vor Jahren in Berlin viel besprochen wurde.

Der Pastor Knack, der auch für das Stillestehn der Sonne und des Mondes im Thale Ajon ein Zeugnis abzulegen sich berufen fühlte, hielt es für seine Pflicht, als Seelsorger einer ihm nahestehenden Familie von der Operation eines Schwerkranken abzuraten, trotzdem daß der Arzt sie für notwendig erklärt hatte. „Man darf Gott nie vorgreifen,“ sagte er. Er meinte, eine solche Operation sei „ein Eingriff in das Recht, das unserem Gott über unsern Leib allein zusteht.“ Als er nach einigen Tagen mit D. Büchsel im Regen spazieren ging, hatte er allein einen Regenschirm mit, den er aufzuspannen kein Arg nahm. Da ergriff Büchsel den Schirm mit den Worten: „Lieber Bruder, man darf Gott nie vorgreifen.“

In katholischen Kreisen ist in den letzten Jahren viel und lebhaft die Frage verhandelt worden über die wissenschaftliche Inferiorität des Katholizismus. Als

diese Klage erhoben wurde, erscholl leidenschaftlicher Protest, der durch Ton und Art am besten bewies, wie weit in der That die Verrohung der Gesinnung und der blinde Autoritätsglaube, der kein eignes Gewissen mehr kennt, hier um sich gegriffen hatten. Auf der andern Seite aber verfestigte sich die Stimmung der „Stillen in der katholischen Kirche,“ denen die Religion Herzenssache und nicht Machtfrage ist. Seit den Tagen von Günther und Hermes hat es sich nicht so lebhaft geregelt unter den deutschen Katholiken wie in der Zeit der Spektatorbriefe. Das Bedürfnis, sich als wissenschaftlich ebenbürtig zu legitimieren, tritt in wahrhaft erfrischender Weise in den Vordergrund. Die wissenschaftliche Arbeit der Reformationskirchen wird dabei nicht mehr als Produkt keizerlicher Überhebung vorweg aus dem Tempel gewiesen, sondern wird Gegenstand des Wettstreits. Und in der That, das Bewußtsein ihrer wissenschaftlichen Freiheit und Überlegenheit ist die Schwungkraft geblieben in den Reformationskirchen. Ihr berechtigtes Selbstgefühl ruht nicht zuletzt auf der wissenschaftlichen Bildung und der religiösen Klarheit des evangelischen Pfarrers. Wer das empfindet, der muß es beklagen, wenn eine bedeutame geistliche Konferenz eine gute christliche Sitte mit Gründen verteidigt, die das Gewissen verwirren müssen und die Empfindung wissenschaftlicher Inferiorität erwecken. 5.

Ein Mangel unsrer Gesetzgebung. Ein Droguist und sein Gehilfe waren der fahrlässigen Tötung angeklagt. Am 21. September des vergangnen Jahres war die Gerichtsverhandlung in dieser Sache; in Nummer 77 der Pharmazeutischen Zeitung finden wir ein ausführliches Referat.

Danach holt eine Frau am 17. August auf Grund eines ärztlichen Rezeptes bei diesem Droguisten Salol. Obwohl Salol Droguisten zu führen nicht erlaubt ist, bekommt sie es, aber mit Strychnin gemischt, und stirbt daran. Es stellt sich bei der Gerichtsverhandlung heraus, daß es in diesem Geschäft von jeher üblich war, Rezepte anzufertigen, und daß seine Gehilfen hierzu angehalten wurden. Der Droguist hat keine Giftkonzession, führt aber eine Menge Gifte, unter ihnen Strychnin, die so unordentlich aufbewahrt werden, daß eine Verwechslung wie eine Vermischung von Salol mit Strychnin möglich war. Und als Buße für diese ungesegliche Handlungsweise, die jahrelang unter den Augen der Behörde geschehn konnte und in diesem Falle ein Menschenleben kostete, werden dem Droguisten zehn Mark, sage zehn Mark Strafe auferlegt, der Gehilfe wird freigesprochen.

Hier muß man sich wirklich staunend fragen, ist so etwas möglich? Und wenn das in einem so gut geordneten Staate möglich ist, woran liegt es?

Wenn ein Droguist jahrelang unbehelligt — der Droguist war noch bestraft — so gegen die Gesetze handeln kann, ist da nicht die Behörde nachlässig in der Überwachung gewesen? Oder ist diese Überwachung überhaupt nicht möglich, und sind unsre Gesetze nicht ausreichend? Was ist denn eine Strafe von zehn Mark in diesem Falle etwas andres als eine Aufforderung, in der gewinnbringenden Rezeptur munter fortzufahren, gleichviel, ob dabei Menschenleben gefährdet werden oder nicht? Sind das nicht himmelschreiende Zustände? Es scheint die höchste Zeit zu sein, unsre Strafgesetze in diesem Punkte zu ändern!

Man denke nur, wenn dieser Mann das Etikett eines andern, z. B. für Eau de Cologne, nachgemacht hätte, welche Strafe ihm dann geworden wäre. Mit 150 bis 1000 Mark, unter Umständen mit Gefängnis bis zu sechs Monaten würde er bestraft worden sein und außerdem mit einer dem Schaden entsprechenden Geldbuße. Hier handelt es sich freilich nur um Schädigung von Apothekern, deren Rechte zu kränken, wie es scheint, jedermann freisteht. Der Staat schreibt ihnen eine mühevollen Laufbahn vor, sie müssen Lehr- und Wanderjahre absolvieren, studieren, Examina machen, einen Dienstleid leisten und eine Konzession erwerben. Aber nachher kann ihnen jeder gewissenlose Kaufmann, jeder davongelaufne Apothekerlehrling unerlaubte Konkurrenz machen und Arzneien anfertigen, ohne ein größeres Risiko als ein paar Mark Strafe im Falle des Gefaßtwerdens. Es ist eine offenbare Thatsache, daß

in sehr vielen Drogenläden die Geseze täglich verlegt werden. Trotz der amtlichen Revisionen, bei denen ja immer wieder eine Menge verbotner Sachen gefunden werden, geschieht das fast öffentlich und unter dem unwahren Vorwande der größern Billigkeit.

Diese wilden Apotheken werden erst dann aufhören, wenn strenge Strafen auf die Abgabe unerlaubter Arzneimittel gesetzt werden, die den Herren die Lust verleiden, damit Geschäfte zu machen. Geldbußen nicht unter 500 Mark, bei Wiederholung Gefängnisstrafe, sonst ist diesen Freibeutern nicht beizukommen. Dann erst wird das Volk geschützt sein vor solchen Vorkommnissen.

Montaignes Essais. Ein Mann von vornehmer Geburt und bevorzugter Lebensstellung, wie viele als Schriftsteller berühmt gewordne Franzosen, dabei höchst sorgfältig und eigentümlich erzogen: als kleines Kind spricht er so fertig lateinisch, daß angesehene Humanisten, die in dem väterlichen Hause verkehren, es darin nicht mit ihm aufnehmen mögen. Auf dem Gymnasium seiner Provinz büßt er das wieder ein, aber die leichte und schnelle Belesenheit, der Zugang zu den Fundstätten der römischen Spruchweisheit mit ihren Hunderten von Beispielen, die auf moderne Zustände passen können, war ihm doch nur so möglich geworden. Als Edelmann, Soldat und Richter hatte er andres zu thun als Lesen, und auch später, als er ganz seinen Neigungen lebte und viel auf Reisen war, hatte er nichts von den Gewohnheiten eines Litteraten. Seit zwanzig Jahren habe er auf ein einzelnes Buch nicht eine volle Stunde auf einmal verwandt, bemerkt er bei einer Gelegenheit, wo er erzählt, jetzt habe er auf die Empfehlung eines angesehenen Edelmannes den ganzen Tacitus ohne Unterbrechung durchgenommen. Neben Tacitus sagt ihm besonders der jüngere Seneca zu wegen seiner pointierten Antithesen, und außerdem lieft er gern Plutarch in Amyots Übersetzung, zwei Bücher, die auch Rousseau liebte, dessen französisches Lieblingsbuch aber diese Essais von Montaigne waren. Der Romantiker mit der verfeinerten Empfindung für jeden lebendigen Ausdruck reicht über die Periode der Klassiker hinweg einem verfrühten Genossen die Hand, einem frischen Beobachter, der sich höchst persönlich ausdrückt, der zwar kein Dichter ist, kein Gefühlsmensch von einer reichen, bunten Phantasie, sondern im Gegenteil eine kühle, berechnende Seele, aber seine Worte, so korrekt sie gefügt und gefeilt sind, haben etwas von der Wärme des menschlichen Atems, und sie treffen manchmal so scharf und unmittelbar auf ihren Gegenstand, daß man alle dabei aufgewandte Kunst vergessen kann. Montaigne schreibt nicht als Schriftsteller von Beruf ein zusammenhängendes Werk, sondern als gebildeter Weltmann mit der Freiheit der Stoffwahl einzelne Aufsätze, die er Essais nennt, um sich nicht zur Erfüllung der höchsten Ansprüche zu verpflichten, er fühlt sich, wie er sagt, nirgends mehr im Dunkel als in der Schätzung seiner eignen Schriftstellerei, er stellt sie bald hoch bald niedrig, in stetem Wechsel und Zweifel, aber seine ganz auf Kritik gestimmte Art der Äußerung und sein überlegener Ton verraten uns, daß er sich nur zu wohl bewußt ist, zum Ausdruck seiner Gedanken eine mustergiltige Form gefunden zu haben, und diese allein hat ihm seinen Platz in der Litteratur gegeben. Sie ist von äußerster Klarheit, sie läßt uns bis auf den Grund sehen, aber dieser ist nicht sehr tief, und sachlich enthalten die Essais nicht mehr und nicht weniger als kluge und meistens auch angenehme moralisierende Betrachtungen über Fragen und äußere Verhältnisse des menschlichen Lebens, und außerdem noch einzelne kulturgeschichtlich merkwürdige Reisenotizen, die ja bekanntlich um diese Zeit schon ihrer Seltenheit wegen von Wert sind. Nimmt man jenen ersten ihre französische Einkleidung, so verlieren sie nicht bloß an Reiz, sondern oftmals auch an Schärfe, und dann erscheinen sie noch weniger tief, flacher mit einem Worte, und das beweist wohl, daß das Geistreiche bei Montaigne in der epigrammatischen Zuspizung liegt, und daß sein litterarisches Verdienst auf dem Gebiete der Sprache zu suchen ist, die er leistungsfähiger für den Gedankenausdruck gemacht hat. Darum wird er jedem, der für

Feinheiten der Sprache Sinn hat, großes Vergnügen bereiten, und es ist gar nichts besonderes, daß z. B. Meißche dieses Vergnügen bei ihm gefunden hat, aber die altertümliche Orthographie ist den meisten Lesern ungewohnt und beschwerlich und läßt den Umgang mit diesem Geiste viel schwerer erscheinen, als er ist, sodas doch wohl in Wirklichkeit Montaigne bei uns nur noch von wenigen gelesen wird.

Das alles macht eine kürzlich bei Heitz in Straßburg erschienene Übersetzung ausgewählter Essais (im ganzen zweiundzwanzig) in vier hübsch gebundenen kleinen Bänden nützlich und erwünscht. Der Verfasser — Emil Kühn — ist kein Lehrer, und seine Arbeit hat nichts schulmäßiges. Offenbar hat er als Mann der Welt zu dem weltmännischen Autor ein ganz persönliches Verhältnis gefunden, und nun überträgt er ihn mit Anempfindung und Behagen, unterhaltend, anziehend, mit einem Worte sehr gut. Die Auswahl ist mit Bedacht getroffen, sie enthält lange und kurze Stücke und lehrt den Charakter des Autors gut kennen, z. B. seine Forderung der Einfachheit im Stil der Rede und in der Kunst (Leere Worte, Die Kunst des Gesprächs) oder seine Ansichten über äußere Lebensweise (Von der Erfahrung). Auch für die feingeschriebne Einleitung sind wir dem Verfasser aufrichtig dankbar und verstehen es sehr wohl, wie man im Verkehr mit erlesenen Geistern immer mehr dazu kommt, seinen Blick auch auf ihre Lichtseiten zu richten. Uns selbst hat z. B. an Montaigne immer das Nüchle und Egoistische gestört, wobei wir ihm ja immerhin noch die Offenherzigkeit als Tugend anrechnen können. Auch wäre es uns nicht möglich gewesen, bei seinem Christentum an Molke zu denken und beide Männer als „Glieder der unsichtbaren Kirche“ auf eine Buchseite zu bringen. Aber daraus mag der Verfasser nur sehen, daß wir ihn nicht ungelesen loben und empfehlen wollten.

Der Herr Direktor. Wir wollen hier etwas über eine in ihrer Vieldeutigkeit irreführende Bezeichnung sagen, deren Anwendung nachgerade zu einem schädlichen Mißbrauch geworden ist. Jeder weiß, was er von einem Landgerichts-, Eisenbahn-, Gymnasialdirektor usw. zu halten hat, und der Staat übernimmt die Gewähr für die Männer, denen er diese Titel giebt. Wenn sich nun eine Anzahl Landwirte zusammenthun, um ihre Milch in der Stadt zu verkaufen, und den Mann, der das zu besorgen hat, ebenfalls Direktor nennen, so richtet das auch noch keinen Schaden an, so wenig wie wenn jemand sich selbst Zirkus- oder Menageriedirektor nennt. Schlimmer wird die Sache bei den Geschäftsführern der Privatgesellschaften, die mit andrer Leute Geld arbeiten; hier richtet das Vertrauen, das das Publikum einem Titel entgegenbringt, den größten Schaden an, weil unwürdige Subjekte das Ansehen einer von Haus aus für ganz andre Qualitäten geprägten Amtsbezeichnung genießen und ausbeuten. Es ist ja an sich schon eine Lächerlichkeit, wenn diese subalternen Burschen, die z. B. an der Spitze des Kasseler Treberunternehmens standen, Leute niedrigster Herkunft von Schreiberbildung, jetzt in den Zeitungsberichten aufs neue wieder als Direktor Schmidt oder Sumpf aufgeführt werden, und Hunderte von denen, die sich heute diesen Titel geben lassen, stehn gesellschaftlich ganz auf derselben Stufe. Und warum soll gerade dieser Titel vogelfrei sein, während z. B. kürzlich der preußische Minister des Innern dem Berliner Magistrat die Amtsbezeichnung Magistratsassessor zu verleihen unterjagte, warum wird der Assessor geschützt, und der Direktor nicht? Verzweigt sich eine Privatgesellschaft in verschiedene Abteilungen, so legt sie sich wohl auch noch einen Generaldirektor zu, und dann steht die öffentliche Meinung in Ehrfurcht still wie vor einem Generalgouverneur oder mindestens einem Generaldirektor der Steuern, wozu dann weiter noch der Umstand mit beiträgt, daß alle diese Angestellten der Aktiengesellschaften für ihre Leistungen, natürlich wieder auf Kosten des Publikums, viel zu hoch bezahlt werden. Das ist ein besonders schlimmer Punkt, den wohl kein Aktiengesetz wird regeln können. Man soll ja Leute, die fremdes Geld unter den Händen haben, nicht knapp stellen, und in den unverhältnismäßig hohen Lohn solcher Ge-

schäftsführer mag vielleicht noch eine Prämie gegen Diebstahl hineingerechnet sein, aber wenn man auf das wirkliche Leben sieht, so erfüllt diese keineswegs ihren Zweck, im Gegenteil, eine Bezahlung, die ganz außer Verhältnis steht zu der Herkunft und den ursprünglichen Lebensgewohnheiten der Empfänger, verdreht diesen nur die Köpfe und schraubt ihre Ansprüche höher, manchmal bis zum Krach des Unternehmens, wie wir gesehen haben. Wie harmlos und indifferent ist in den meisten Fällen die unbefugte Führung des Dokortitels, und derselbe Staat, der sie durch die mühevollsten Maßnahmen innerhalb seiner Grenzen auszurotten sucht, macht zu dieser gemeinschädlichen Unmaßung des Direktortitels den teilnahmslosen Zuschauer! Kürzlich lasen wir in einer Zeitung die Anzeige: „Heimliche Überwachungen, jegliche Ermittlungen, Beweise zu Prozessen und Ehescheidungen, Auskünfte über Familie und Vermögen besorgt seit zehn Jahren überall diskret Detektivdirektor X.“ Wo die Klinker der Gesetzgebung versagt, sollte wenigstens das Publikum allmählich so geschult werden, daß es einen Talmidirektor von einem wirklichen Direktor unterscheiden lernt, und dieser Fortschritt müßte schon im gesellschaftlichen Verkehr einsetzen, mit der Erkenntnis, daß in der Mehrzahl der Fälle schon die bloße Titulatur „Herr Direktor“ für ein natürliches Gefühl ihre vis comica hat.

Edmund Michael, Führer für Pilzfreunde. Die am häufigsten vorkommenden essbaren, verdächtigen und giftigen Pilze. Zweiter Band. Mit 107 Pilzgruppen. Zwickau, Förster und Borries. Wir haben seinerzeit das Erscheinen des ersten Bandes, der 80 Pilzgruppen enthielt, angezeigt und die außerordentliche Treue der Abbildungen hervorgehoben. Auf diese kommt es für den Pilzfreund an, da nur die Kenntnis des Pilzindividuums davor schützt, gute mit schädlichen Pilzen zu verwechseln, und da die Arten vielfach ineinander übergehen. Daselbe Lob ist dem zweiten Bande zu spenden. Er wird dem, der nicht bloß darauf ausgeht, die bekannten Sorten zu sammeln, sondern seine Pilzkenntnis zu erweitern bestrebt ist, willkommen sein. Übrigens enthält dieser zweite Band nicht weniger als 64 essbare und zum Teil wohlschmeckende Arten und führt vor Augen, daß es viel mehr essbare Pilze giebt, als man zumeist annimmt. Zum Beispiel brachte der vergangne nasse Herbst Hallimasch, Stockpilze und verwandte Arten in noch nicht dagewesener Menge. Sie sind kaum beachtet worden; und doch geben diese Pilze, jung gesammelt, wohlschmeckende Gerichte. Es macht uns Freude, den zweiten Band von Michaels Führer für Pilzfreunde warm empfehlen zu können.

Das mittelalterliche Judenrecht. Zuschrift. In der Anmerkung auf Seite 129 von Heft 3 werden die Verse *Atque utinam nunquam Judaea subacta fuisset* usw. aus dem *Itinerarium des Nutilius* als Beweis dafür angeführt, „wie die Juden schon damals wegen ihres Reichtums und ihrer privilegierten Stellung beneidet wurden.“ Von Reichtum ist überhaupt in diesen Versen nicht die Rede, und was die privilegierte Stellung betrifft, so genügt es zu erwähnen, daß die Juden damals im römischen Reiche von der Advokatur und von Ämtern ausgeschlossen waren. Kaiser Theodosius II., der Zeitgenosse des Nutilius, verbot die Erbauung neuer Synagogen und den Ankauf christlicher Sklaven, hob das jüdische Patriarchat auf und zog die Beiträge, die die Juden zu dessen Erhaltung zahlten, für den kaiserlichen Fiskus ein, schloß sie auch von militärischen Ämtern aus usw. Eine privilegierte Stellung genoß damals das zur Staatsreligion gewordne Christentum, und auf dieses beziehen sich die Verse des Nutilius, auf die Ausbreitung der „aus Judäa gekommenen Pest.“ Er war eben ein Heide und Christenfeind, haßte und verspottete besonders die Mönche. Siehe Gibbon, *History of the decline and fall of the Roman Empire* ch. 29. Tiraboschi, *Storia della letteratura italiana* t. II parte II libro IV cap. IV 7. Tillemont, *Mém. eccl.* XII, 471.

Wien

Marcus Landau

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig